

HARUKI MURAKAMI

DIE PILGERJAHRE
DES FARBLOSEN
HERRN TAZAKI

HARUKI MURAKAMI

DIE PILGERJAHRE
DES FARBLOSEN
HERRN TAZAKI

Roman

Aus dem Japanischen
von Ursula Gräfe

DUMONT



DIE PILGERJAHRE DES FARBLOSEN HERRN TAZAKI

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
›Shikisai wo motanai Tazaki Tsukuru to, kare no junrei no toshiki‹
bei Bungeishunjū, Tokio
© 2013 Haruki Murakami

Erste Auflage 2014
© 2014 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Übersetzung: Ursula Gräfe
Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln
Gesetzt aus der Elzevir und der Antique Olive
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Druck und Verarbeitung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8321-9748-3

www.dumont-buchverlag.de

Vom Juli seines zweiten Jahres an der Universität bis zum Januar des folgenden Jahres dachte Tsukuru Tazaki an nichts anderes als an den Tod. Er wurde in jenem Jahr zwanzig, was jedoch keinen nennenswerten Einschnitt für ihn bedeutete, denn zu der Zeit war ihm der Gedanke, sich das Leben zu nehmen, der nächste und natürlichste. Bis heute wusste er nicht, warum er den letzten Schritt nie vollzogen hatte. Denn die Schwelle vom Leben zum Tod zu überschreiten wäre damals so leicht für ihn gewesen, wie ein rohes Ei zu schlucken.

Vielleicht war seine Sehnsucht nach dem Tod zu wahrhaftig und zu tief, um tatsächlich den Versuch zu machen, sich umzubringen. Zudem konnte er sich keine konkrete Todesart vorstellen. Auch wenn dieses Problem eher zweitrangig war. Hätte es in seiner Reichweite eine Tür gegeben, die direkt in den Tod führte, er hätte sie ohne Zögern aufgestoßen. Ohne zu überlegen, als natürliche Konsequenz. Doch glücklicher- oder unglücklicherweise konnte er eine solche Tür nicht finden.

Tsukuru Tazaki überlegte oft, ob er damals nicht besser gestorben wäre. Dann würde diese Welt nicht mehr existieren. Ein verlockender Gedanke. Ohne die Existenz dieser Welt wäre das, was jetzt als Realität erschien, keine Realität mehr. So wie die Welt für ihn nicht mehr existieren würde, würde auch er für die Welt nicht mehr existieren.

Zugleich konnte Tsukuru nie richtig begreifen, warum er damals dem Tod so nah gekommen war. Es hatte zwar einen konkreten Anlass gegeben, aber warum hatte das Verlangen zu sterben solche Macht über ihn gehabt und ihn fast ein halbes Jahr

umfängen gehalten? Umfängen – ja, das war genau das richtige Wort. Wie dieser Mann in der Bibel, der von einem Wal verschlungen worden war und in dessen Bauch überlebt hatte, war Tsukuru in den Magen des Todes gestürzt und hatte Tag für Tag in dessen dunkler, dumpfer Höhle verbracht. Ohne jedes Zeitgefühl.

Er hatte gelebt wie ein Schlafwandler oder wie ein Toter, der noch nicht gemerkt hatte, dass er tot war. Wenn es Morgen wurde, stand er auf, putzte sich die Zähne, zog sich irgendwelche Sachen an, fuhr mit der Bahn zur Universität und schrieb bei den Vorlesungen mit. Er bewegte sich mittels dieses Zeitplans vorwärts, wie jemand, der von einem Orkan überfallen wird, sich von einer Straßenlaterne zur nächsten hangelt. Er sprach mit niemandem, wenn es nicht sein musste, und sobald er zurück in seiner Wohnung war, setzte er sich auf den Boden und lehnte sich an die Wand, um seine Gedanken um den Tod oder die Abwesenheit von Leben kreisen zu lassen. Und gähmend tat sich vor ihm der schwarze Schlund der Verzweiflung auf, der bis in die Tiefen der Erde reichte. Er sah ein wirbelndes, sich zu einer festen Wolke verdichtendes Nichts, während drückende Stille auf seinem Trommelfell lastete.

Wenn Tsukuru nicht an den Tod dachte, dachte er an gar nichts. Was ihm nicht sonderlich schwer fiel. Er las keine Zeitung, er hörte keine Musik, Appetit hatte er auch keinen. Nichts, was auf der Welt geschah, war für ihn von Bedeutung. Hatte er keine Lust mehr, in der Wohnung zu sitzen, schlenderte er ziellos durch die Nachbarschaft. Oder er ging zum Bahnhof, setzte sich auf eine Bank und beobachtete endlos das Ankommen und Abfahren der Züge.

Jeden Morgen duschte er und wusch sich die Haare. Zweimal in der Woche machte er die Wäsche. Auch Reinlichkeit war ei-

ner der Pfeiler, an denen er sich festhielt. Wäsche waschen, baden, Zähne putzen. Auf seine Ernährung achtete er allerdings kaum. Mittags aß er in der Mensa, davon abgesehen nahm er nur wenig zu sich. Gegen den Hunger kaufte er in einem nahe gelegenen Supermarkt ein paar Äpfel und etwas Gemüse. Mitunter biss er einfach in einen Laib Brot und schüttete die Milch direkt aus der Packung in sich hinein. Vor dem Schlafengehen trank er – sozusagen als Medizin – ein kleines Glas Whisky. Glücklicherweise vertrug er nicht viel, sodass die geringe Menge zum Einschlafen ausreichte. Er träumte nie etwas. Jeder Traum glitt sofort, ohne Halt zu finden, den Abhang seines Bewusstseins hinunter ins Reich des Nichts.

Der Auslöser für die starke Anziehungskraft, die der Tod auf Tsukuru Tazaki ausübte, war eindeutig. Seine vier engsten Freunde hatten ihm eröffnet, dass sie ihn niemals wiedersehen oder mit ihm sprechen wollten. So unvermittelt wie erbarungslos. Ohne ihm den Grund für ihr hartes Urteil mitzuteilen. Und er hatte nicht zu fragen gewagt.

Die fünf Freunde hatten gemeinsam eine staatliche Oberschule in einem Vorort von Nagoya besucht. Anschließend hatte Tsukuru seine Heimatstadt verlassen, um in Tokio zu studieren. Insofern hatte das Zerwürfnis keine peinlichen Auswirkungen auf seinen Alltag. Er brauchte nicht zu fürchten, ihnen zufällig auf der Straße zu begegnen. Aber das war bloße Theorie. Denn eigentlich verschärfte die räumliche Trennung Tsukuris Schmerz, und er litt umso mehr. Die Entfernung und seine Einsamkeit verbanden sich zu einem Kabel von mehreren Hundert Kilometern Länge, straff gespannt von einer gewaltigen Winde. Über diese Leitung erreichten ihn Tag und Nacht komplizierte Botschaften. Sirrend und mit wechselnder Intensität

wie das scharfe Pfeifen des Windes, der durch Bäume fegt, bohrten sie sich in seine Ohren.

Die drei Jungen und die beiden Mädchen hatten sich in der zehnten Klasse eher zufällig zusammengefunden, waren aber bis zum Ende der Schulzeit eine verschworene Gruppe geblieben. Als Hausaufgabe für Sozialkunde hatten in den Sommerferien mehrere Projekte zur Auswahl gestanden, unter anderem die Betreuung von Grundschulern, die im Unterricht nicht gut mitkamen. Die fünf waren die Einzigen aus ihrer Klasse von fünfunddreißig, die sich für dieses von einer katholischen Einrichtung ins Leben gerufene Projekt entschieden und an dem dreitägigen Sommerlager vor den Toren der Stadt Nagoya teilnahmen. Die Kinder wuchsen ihnen so sehr ans Herz, dass sie die Arbeit später aus eigenem Antrieb fortsetzten.

In ihrer Freizeit unternahmen sie Wanderungen, spielten Tennis, fuhren auf die Halbinsel Chita zum Baden oder trafen sich bei jemandem zu Hause, um zu lernen. Oder (was am häufigsten vorkam) sie steckten irgendwo die Köpfe zusammen und redeten endlos. Sie hatten keine bestimmten Themen, aber der Gesprächsstoff ging ihnen nie aus.

Bei den freimütigen Gesprächen, die sie in den Arbeitspausen führten, stellte sich heraus, dass die fünf charakterlich und in ihren Ansichten gut zusammenpassten. Sie vertrauten einander ihre Hoffnungen und Probleme an. Nach dem Sommerlager hatten alle fünf das Gefühl, genau am rechten Ort zu sein und wahre Freunde gefunden zu haben. Die jeweils anderen vier zu brauchen und von ihnen gebraucht zu werden gab ihnen das Gefühl ausgewogener Freundschaft. Es war wie bei einer zufälligen, aber gelungenen chemischen Verbindung. Selbst bei Verwendung der exakt gleichen Inhaltsstoffe würde kaum noch einmal das gleiche Ergebnis zustande kommen.

Auch nach den Ferien arbeiteten die Freunde noch an zwei Wochenenden im Monat mit den Kindern, lernten, lasen und trieben Sport mit ihnen. Außerdem halfen sie im Garten und beim Anstreichen des Gebäudes oder reparierten Spielgerät. So führten sie das Projekt etwa zweieinhalb Jahre bis zu ihrem Schulabschluss weiter.

Allerdings beinhaltete die Zusammensetzung der Gruppe von Anfang an ein gewisses Spannungsverhältnis. Hätten sich zwei Paare gebildet, wäre einer zwangsläufig zum fünften Rad am Wagen geworden. Diese Möglichkeit schwebte wie eine feste, kleine Lenticulariswolke ständig über ihnen. Dennoch kam es nie dazu, und es gab auch keine Anzeichen, dass es je dazu kommen würde.

Ich weiß nicht, ob man es einen Zufall nennen kann, aber alle fünf stammten aus der oberen Mittelschicht und wohnten am Stadtrand. Ihre Eltern gehörten zu den sogenannten geburtenstarken Jahrgängen, und die Väter waren entweder selbstständig oder in namhaften Firmen angestellt. An der Ausbildung der Kinder wurde nicht gespart. Die Familienverhältnisse wirkten zumindest nach außen hin geordnet, Eltern, die geschieden waren, gab es nicht, und die Mütter waren meist zu Hause. Da die Schule eine Aufnahmeprüfung verlangte, war der allgemeine Notendurchschnitt recht hoch. Die Lebensumstände der fünf Freunde wiesen also mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf.

Allerdings hatten die anderen vier eine weitere zufällige Gemeinsamkeit, die Tsukuru Tazaki als Einziger nicht teilte. In jedem ihrer Nachnamen kam eine Farbe vor. Die beiden Jungen hießen Akamatsu – Rotkiefer – und Oumi – blaues Meer. Die beiden Mädchen Shirane – weiße Wurzel – und Kurono –

schwarzes Feld. Nur der Name Tazaki beinhaltete keine Farbe, und Tsukuru fühlte sich deshalb von Anfang an ein wenig ausgeschlossen. Natürlich war es keine Frage des Charakters, ob jemand eine Farbe in seinem Namen hatte oder nicht. Das wusste er schon. Aber er fand es doch schade, und zu seinem eigenen Erstaunen kränkte es ihn sogar etwas. Die vier anderen nannten einander natürlich sofort nach ihren Farben: Aka, Ao, Shiro und Kuro. Rot, Blau, Weiß und Schwarz. Nur er blieb weiterhin bloß Tsukuru. Immer wieder überlegte er, wie schön es gewesen wäre, wenn auch er eine Farbe in seinem Namen gehabt hätte. Dann wäre alles perfekt gewesen.

Aka war ein hervorragender Schüler mit ausgezeichneten Noten. Obwohl er nie besonders viel lernte, gehörte er in allen Fächern zu den Besten. Aber er bildete sich nichts darauf ein, sondern achtete immer sehr darauf, sich nicht vorzudrängen. Als würde er sich für seinen überragenden Intellekt schämen. Doch wie man es bei kleinen Menschen häufig findet (er war nicht größer als einen Meter sechzig), neigte er dazu, keinesfalls nachzugeben, wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hatte, und war es noch so nebensächlich. Es kam häufig vor, dass er wegen unsinniger Vorschriften oder Kompetenzfragen ernsthaft wütend auf einen Lehrer wurde. Er verlor nicht gern und reagierte beleidigt, wenn er im Tennis geschlagen wurde. Auch wenn man ihn nicht gerade einen schlechten Verlierer nennen konnte, wurde klar, dass er eingeschnappt war. Die anderen lachten über seine Reizbarkeit und zogen ihn damit auf. Bis Aka zum Schluss selber lachen musste. Sein Vater hatte eine Professur für Wirtschaftswissenschaften an der Universität Nagoya.

Ao war Stürmer in einer Rugby-Mannschaft und verfügte über eine beneidenswerte Konstitution. In der zwölften Klasse

wurde er Kapitän seiner Mannschaft. Er hatte breite Schultern und einen massigen Brustkorb, eine ausgeprägte Stirn, einen großen Mund und eine kräftige, fleischige Nase. Er war ein aggressiver Spieler und hatte ständig Verletzungen. In der Schule war er nicht gerade fleißig, aber er hatte ein heiteres Gemüt, und viele mochten ihn. Er sah den Menschen gerade in die Augen und sprach mit lauter, fester Stimme. Er verfügte über einen erstaunlichen Appetit, und ihm schien alles hervorragend zu schmecken. Er redete nie schlecht über andere und konnte sich Namen und Gesichter auf Anhieb merken. Er war ein guter Zuhörer, und andere zu motivieren war seine Stärke. Tsukuru konnte sich noch erinnern, wie Ao vor jedem Rugby-Match mit seinen Spielern einen Kreis bildete und sie anfeuerte.

»Auf geht's, wir gewinnen!«, schrie er. »Niederlage kommt nicht infrage!« Das war sein Schlachtruf.

»Niederlage kommt nicht infrage!«, antworteten die Spieler und stürmten aufs Feld.

Dennoch war sein Rugby-Team nicht besonders erfolgreich. Er selbst war ein taktisch geschickter, sehr athletischer Spieler, aber seine Mannschaft war nur mittelmäßig. Nicht selten wurde sie von den Teams der privaten Oberschulen geschlagen, die durch ihre Stipendien die besten Spieler des Landes auf sich vereinigen konnten. Doch am Ende eines Spiels machte Ao sich nicht viel daraus, ob sie gewonnen oder verloren hatten. »Das Wichtigste ist der Wille zum Sieg«, pflegte er zu sagen. »Im richtigen Leben kann man auch nicht immer gewinnen. Manchmal gewinnt man, und manchmal verliert man eben.«

»Und manchmal fällt das Spiel wegen Regen aus«, sagte Kuro, die einen Hang zur Ironie hatte.

Ao schüttelte mitleidig den Kopf. »Du verwechselst Rugby mit Tennis oder Baseball. Rugby fällt nie wegen Regen aus.«